Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **11 (1933-1934)**

Heft 9

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XI. Jahrgang, Heft 9 — Februar 1934

Preis der Einzelnummer Fr. —.50 Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

AKADEMIE, GEIST UND NATION.

Am 19. Januar stand im Studentenheim der Plan Prof. Faesis zur Schaffung einer schweizerischen Akademie zur Diskussion. An dieser waren eine Schar Studierender und einige geladene berufstätige Akademiker, so Dozenten der Universität und der E.T.H. beteiligt. Die ersten waren meist aus einer gewissen Neugierde erschienen, die zweiten hatte man eingeladen, damit sie ein (zu erwartendes) allfälliges Stocken der Diskussion beheben würden oder diese gar anfeuerten. Aber ein einziges Mal nur konnte man hoffen, die Unterhaltung wäre mit frischer Energie geladen worden — nach dem von heiligem Zorn inspirierten Appell Moeschlins —, doch auch diese einzige Hoffnung wurde enttäuscht. Die Studierenden wußten nicht, was sie sagen sollten — abgesehen von einigen ungeschickt angebrachten Angriffen gegen die Alten —, und die Alten fühlten sich von keiner Seite her sehr angegriffen (was man ihnen wohl zugute halten muß und woran man sich eigentlich nicht mehr stoßen sollte).

Ich will hier nicht die Alten kritisieren, sondern die Jungen. Ich will nicht nur kritisieren, aber ich muß damit anfangen. Denn ich habe mich am Abend des 19. Januar sehr gewundert. Einmal über den Mangel an akademischem Anstand, der sich darin bloßlegte, daß viele, ja die meisten der anwesenden Studierenden hergekommen waren, ohne vorher den Entwurf Faesis in der „Neuen Schweizer Rundschau" gelesen zu haben. Diese Leute haben es dann über sich ergehen lassen müssen, daß Ausländer, die kein primäres Interesse daran haben konnten, sich zu einer Sache äußerten, welche n o t w e n d i g das

Interesse dieser stummen Schweizer sein sollte. Diese Leute haben Moeschlins Rede trommelnd applaudiert, aber eben nur mit Trommeln, nicht mit Beweisen. Ich glaube, Herr Moeschlin hat sich auch gewundert, daß die verschlafenen Zungen durch seinen Vorwurf nicht in Bewegung gebracht worden sind, aber ohne materielle Kenntnis können auch Akademiker nicht „diskutieren".

Wollte man fragen, wie es um den Gesundheitszustand akademischer Diskussionen bestellt sei, so möchte ich, wenn ich von den Erfahrungen und Beobachtungen des 19. Januar ausgehen müßte, schon am liebsten mit Schweigen antworten. Es war wohl nicht schwer, das Gegenteil dessen, was Herr Faesi (mit Worten) festgestellt hat, festzustellen. Man wird das Chaos, das am Tische des Vortragsausschusses so gerühmt worden ist, man wird das allgemeine Abrutschen des Gesprächs ins Gebiet der Akademie-sive-Finanzunternehmung wohl kaum auf ein sachliches Interesse an der eigentlichen Aufgabe der Akademie zurückführen dürfen. Man wird die mühevollen Anstrengungen einiger Aufgeforderter und Unaufgeforderter kaum als ein Zeichen neuer Belebung ansehen wollen. Diskutierende Akademiker gleichen immer noch Fußballspielern, die sich mit einem gußeisernen Ball abmühen ... Ich war deshalb ordentlich erstaunt, als Herr Faesi zum glücklichen Ende des Experimentes bemerkte, man hätte gesehen, daß man sich der Sache angenommen, daß das Problem der Akademie auf fruchtbaren Boden gefallen sei.

Ich bin allgemein erstaunt darüber, wie wenige unter den Studierenden auch nur einigermaßen begreifen, worum „es gehen soll" mit einem Akademievorschlag. Ihre Antwort ist meistens ein „Noli me tangere academia!" Ein neuer Klub! Eine neue langweilige Gelehrten-Assoziation! Ja, es gibt sogar Leute, die meinen, es handle sich um die Gründung einer neuen Hochschule! Die Reaktion der studierenden Akademiker war bisher im allgemeinen gleich Null: geht mich nichts an. Interessiert mich durchaus nicht!

Diese Antwort — daß „es mich nicht interessiert" — mich allerdurchlauchtigstes, unberührbares, einzig schätzenswürdiges Individuum — habe ich besonders nachdrücklich von jenen

Leuten geben hören, die Tag und Nacht von der „Erneuerung" der Nation und von ihrer „Berufung zum Führertum" in dieser lieben Nation reden. Von ihnen ist keiner zur Diskussion erschienen, keiner hat sich zum so wenig feilen Wort gemeldet. Die „Front" liebt die Diskussionen nicht — ich liebe sie auch nicht sehr, aber man kann dieser Liebe auch anders Ausdruck geben, als indem man die Diskussionen, sofern sie Auseinandersetzungen sein sollen, einfach flieht.

Denn um d i e s e handelt es sich hier. Es könnte mir sonst wohl so lang wie breit sein, daß die „offiziellen" Erneuerer sich nicht gemeldet haben. Wenn sie sich nicht eben „Erneuerer" — unter anderem geistige! — nennen würden! Der Geist fängt aber nicht bei den „nur" negativen Zielen an. Bisher erkannte man den „Erneuerergeist" nur an seinen Negationen.

Wenn es aber überhaupt eine Auffrischung der Schweiz und ihres Gedankens geben soll, dann muß diese Erneuerung eine durchaus eigentümliche, o r i g i n a l e, alles andere als gestohlene sein. Sie darf nicht auf einer Negation — und wäre es „nur" die Negation eines fremden Staatsgedankens — beruhen, sondern m u ß eine Position, die Position eines e i g n e n Volks- und Staatsgedankens voraussetzen. Und zwar muß der Staatsgedanke kein neuer sein, aber der Volksgedanke soll ein neuer sein. Nicht ein Volksgedanke im Gegensatz zu einem frühern. Denn wir hatten gar keinen. Also nur im Gegensatz zu einer Zeit, da es keinen schweizerischen Volksgedanken gab. Und gleichfalls kann man diese negative Definition wieder berichtigen, mit positivem Vorzeichen versehen, indem man sieht, daß es sich darin — in dem neuen Volksgedanken — nicht um einen Gegensatz handeln kann, sondern um ein neu Gewordenes, ein hier originär Entstandenes, das man einmal den Schweizer Geist, die Nation der Schweiz nennen wird; denn diese gab es bisher nicht. Eine Begeisterung, die trinkfeste Leute zu einem Schützen- oder Sängerfest schweizerischen Musters zusammenruft, die einen erschauern läßt vor dem Zauber unserer einzigartigen Berge, die einen nötigenfalls zur Landesverteidigung an die Grenze ruft, ist noch kein „Geist dieser Nation", weder ein Geist noch ein besonders nationaler und schweizerischer Geist.

Schmidhauser, der heute viel zitierte Verfasser des „Kampf

um das geistige Reich", hat in seiner Schrift vom „Schicksal der Schweiz im Schicksal der Demokratie" geschrieben, der Schweiz täte ein neuer Mythus not. Darauf kann man nicht fragen: welcher Mythus? Aber es ist auch zu gewagt, einen Mythus zu f o r d e r n (Schmidhausers Fassung hat die Farbe eines Postulates). Ich möchte diese Sprache folgendermaßen übersetzen: Es gibt in der Schweiz verschiedene Volksstämme, Sprachstämme und „Kulturstämme" — die sich mehr oder weniger durchdrungen haben (abgesehen von den Sprachstämmen im weitern Sinn). Es hat den verschiedenen Volksstämmen entsprechend verschiedenes Volkstum gegeben. Das eine Volkstum ist dem andern, je nach seiner rassischen und geschichtlichen Verschiedenheit, vor allem wegen seiner regionalen (und sprachlichen) Entferntheit fremd geblieben, andere haben sich zu vermischen oder zu assimilieren gewagt. Es blieb aber zur Hauptsache ein Nebeneinander von Stämmen und Sprachen, die sich zwar politisch verbunden hatten und in diesem Charakter mehr und mehr — so beweist es die Schweizergeschichte bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft — Einheit schufen. Einheit auf Grund sachlicher Einigkeit. Und das politische Bündnis der Stämme, der Kantone, deren Volkstum doch so verschieden ist, vermochte weiter zu wachsen; es schuf — nach dem französischen Fegefeuer — aus einem Bündnis der Staaten (das zwar schon längst mehr gewesen war als ein Bündnis, nämlich ein Bund der Staaten) einen Bundesstaat. Aber es war mit der Schöpfung des Bundesstaates (aus den mancherlei Staaten) nicht ein Bundesvolk (aus dem mancherlei Volkstum) geschaffen worden. Und die Frage nach dem Bundesvolk müßte die Frage nach einem „neuen Mythus" sein. Die Frage, ob die Summe von Völkern, die eine politische Einheit geschaffen hat, eine nationale Einheit werden kann. Und darum gibt es in der Schweiz im strengen Sinn gar nicht eine nationale „Erneuerung", sondern nur ein nationales Werden, das auf Befehl und Wunsch weder anfangen noch aufhören kann.

Aber wer schafft dieses Bundesvolk? Wer hilft diesem nationalen Werden? Diese Frage läßt sich vielleicht teilweise beantworten. Diese Frage allein: wer ist der Urheber? Sicher nicht die Waffen. Krieg kann nur staatliche, politische Ent-

wicklung beschleunigen ... Sicher nicht ein Geist, der von Anti- (sei es Marxismus, sei es Semitismus) lebt. Nicht eine Gesinnung, die an feiger Angeiferung ihres Gegners sich nährt. Die im andern nur einen Blutsauger oder Volksverderber sieht.

Geist wird es sein. Aber Geist als solcher läßt sich niemals definieren. Man kann immer nur den Geist einer Macht, einer Bewegung, einer Gesinnung, eines „ismus" erkennen, aber nicht den Geist an sich. Dieser kann nicht von einem Einzelnen (etwa einem „Führer") getragen, vom Einzelnen allein erkannt und deshalb auch nicht zum voraus bestimmt werden. Denn wenn sich das tun ließe, dann ließe sich auch das nationale Werden selber bestimmen, und man könnte — konsequenterweise — die Entwicklung, die erst kommen wird, vorwegnehmen und sich heute schon als Glied des künftigen Bundesvolkes freuen!

Denn auch dieser Geist ist noch nicht geboren. Aber er ist im Werden. Und als werdender ist er schon „in Gefahr".

Der Geist ist in Gefahr. Die Nation ist in Gefahr. Mit diesen Feststellungen hat Faesi die Voraussetzungen seines Planes der Akademie eröffnet. Ob er denselben Geist meint wie diese Ausführungen, weiß ich nicht genug. Aber gerade diametral entgegengesetzt wird er nicht lauten!

Wenn man heute von Gefährdung des Geistes spricht, so meint man im allgemeinen damit die Gefährdung der „persönlichen Freiheit". Man meint den „freien" Geist (als ob es einen andern als den freien Geist gäbe!). Der Geist, der unsere Nation bilden soll, setzt dort an, wo diese werdende „Nation" gefährdet ist. Kann sie überhaupt schon in Gefahr sein? Sie ist es. Sie ist dort schon in Gefahr, wo man einen andern — den traditionellen — Begriff von Nation einschieben, zur Geltung bringen will. Die Schweiz kann sich niemals den traditionellen Begriff der Nation aufoktroyieren lassen. Dieser ruht auf den Voraussetzungen der rassischen und völkischen Einheitlichkeit. Diese bringt aber bei uns keine Rassenpolitik, keine „Aufnordung" zustande. Eine derartige „Erziehung" bedeutet Krieg gegen den Geist, Krieg gegen die Schweiz. Die geschichtlich-schicksalsmäßige Aufgabe (man könnte h i e r vielleicht von einem Mythus reden) der Schweiz ist Überwindung (Überset-

zung) des traditionellen Nationalitätsbegriffs. Die Schweiz wird dann eine Nation geworden sein — das heißt, daß die (volklichen und sprachlichen) Stämme der Schweiz ein Bundesvolk geworden sind, wenn die Geschichte dieses eigenartigen Landes und der der Geschichte zugrunde liegende Bund sich in einem organischen Bund der Geisteskräfte und einem sichtbaren Werk des Geistes dokumentiert haben. Das heißt nicht, daß es nur ein einziges solches Dokument geben könnte. Es kann deren ungezählte geben, aber sie werden, wenn sie sichtbares Werk dieses Geistes sind, doch alle wieder eines und dasselbe sein.

Ist diese Bund- und Merkbarwerdung aber nicht möglich, dann haben Herrn Hitlers Genossen recht, wenn sie sagen, daß Nation und Sprache eines seien. Sie haben aber kein Recht, das uns zu sagen, denn sie kennen die innere Struktur der Schweiz nicht — diese kennt nur, wer zu ihr gehört und mit ihr in einigen wesentlichen Grundzügen verwachsen ist — und können aus irgendeinem Merkmal der Gefährdung, das sie an diesem Gebilde wahrnehmen, nicht auf einen Zerfall seines Gedankens oder eine grundsätzliche Unmöglichkeit des Gebildes „Schweiz" schließen.

Denn der Geist ist im Werden. Die „Geschichte unserer Nation" hat begonnen. Und die Gefährdung des Geistes fängt dort an, wo fremder Eifersucht Türen und Tore geöffnet werden. Sie hat dann begonnen, wenn irgendeine fremde Tatze sich nach einem Stück Fleisch und Blut reckt, das der Geist zu formen begonnen hat. Man nennt es Verletzung der Integrität. Man spricht heute viel von der geistigen „Integrität" . . .

Die Menschen, die das Schweizervolk bilden, sind nicht unerlöste Deutsche, nicht unerlöste Franzosen und nicht unerlöste Italiener. Sie sind vielleicht eher die Erlösten, indem sie sich von keinem Zauber des sprachlichen Mutterlandes haben „heim"-schmeicheln lassen. Indem sie bewußt an die Bildung eines Staates — und damit eines neuen „Zentrums" — geschritten sind. Daß nicht alle Schritte, die das vollbracht haben, auf einmal geschehen sind, sondern sich allmählich einer zum andern gesellt haben, spricht nicht gegen diese Behauptung, sondern unterstreicht vielmehr jede Beteuerung des organi-

schen Wachstums, das sich in der Geschichte der Schweiz „dokumentiert" hat.

Der Plan der schweizerischen Akademie schafft Voraussetzungen dafür, daß die Integrität des „uns formenden" Geistes erhalten bleibe und daß die Bildungsgeschichte unserer Nation fortschreite.

Man verwechsle nicht etwa „geistige Integrität" mit geistiger Abgeschlossenheit! — und sehe in der Erhaltung dieser Integrität die Erhaltung eines bestehenden Zustandes, einer kristallisierten Formation! Das wäre wohl ein absichtliches Mißverstehen. Diese Integrität ist vielmehr die Sicherung eines sowohl aufnahmefähigen als einzigartig verwertenden Wachstums, und die Erhaltung der Integrität ist Schonung des darin wirkenden Geistes gegen außen — gegen alle (leiblichen und geistigen, staats- und kulturpolitischen) Übergriffe, die aus Neid geboren sind. Der Nationalismus der andern Völker ist ein Wolf im Schafspelz, aber selbst dann, wenn er ein Schaf sein wollte und es (relativ) aufrichtig begehrte, ein Lamm zu sein, so muß er doch naturnotwendig ein Raubtier bleiben, auch wenn er tausendmal nach der Schere schriee, um seine Krallen zu schneiden. Die Schweiz kann dieses Raubtier nicht ertragen. Jeder Nationalismus ist hier Pseudonationalismus. Die schweizerische Nation — das schweizerische Bundesvolk — wird keinen Nationalismus kennen. Sie wird dem vaterländischen Boden Dank wissen, wird ihn verteidigen und verehren, aber sie wird nie vergessen, daß sowohl dieser Boden als das auf ihm gewordene Volk erst seither und nur darum sich so gestalten und erhalten konnte, daß die Schweizer das politische Imperium verloren haben, daß sie den alten Nationsgedanken mit der Preisgabe des kriegerischen Raubes opfern mußten. Das Opfer aber wurde, ohne daß man es damals, als es geschah, wußte, einem neuen Gedanken gebracht, der dann von der werdenden Schweiz Besitz ergriff, damit er einst ihr Eigentum werden möchte.

Die schweizerischen Kantone sind relativ selbständige Gebilde. Aber sie sind zu selbständige, zu kantonhafte Teilstücke geblieben trotz Bundesstaat, da dieser — wie Faesi in seinem Plan zur Akademie anführt — nur als ein politischer geschaffen

wurde. Daß dieser Zustand ein ungenügender ist, heißt dasselbe wie die Forderung und die Bestimmung, daß der politische Bund überstiegen werden müsse zu einem Geistesbund. Es ist wirklich gut, daß der politische Bund der erstgeschaffene war. Er ist ein starkes Rüstzeug. Und jeder innerhalb dieses Bundes wachsende neue Bund darf sich dieses Rüstzeugs als eines Schutzes freuen. Zumal dann, wenn dieser wie jener von einer Kraft und einem Willen getrieben worden sind. Ich sage nochmals, es ist gut, daß der Bundess t a a t der erste war — diese Tatsache bedeutet für eine gewisse Gilde von Realpolitikern die Zusicherung des „einzig soliden Fundamentes". Darum ist es nochmals gut, daß dies Fundament da ist, denn da wird keiner kommen und sagen können, daß der neue Bund, die schweizerische „Nation" (die werden soll), eine Ideologie sei, zu der die konkreten Voraussetzungen fehlen . . .

Ich will hier nicht einen Vortrag über die einzelnen Punkte des Faesischen Planes loslassen. Es könnte sich in diesem Rahmen ja doch nur um eine Wiederholung, nicht um einen sachlichen Ausbau handeln. Ich will nur einige Punkte herausgreifen, auf die aufmerksam zu machen besonders notwendig erscheint. —

Es heißt, daß „keine Partei den Anlauf genommen hat zu einer kulturpolitischen Tätigkeit in nationalem Sinn". Die liberale Partei erhebt zwar den Anspruch darauf. Mit gewissem Recht. Aber sie kann doch nicht behaupten, eine eigentliche Kulturpolitik betrieben zu haben. Was sie gemacht hat, geschah zu sehr auf föderalistischer Grundlage. Eine nur föderalistische Kulturarbeit wird uns nicht genügen können. Sie bleibt stehen bei der Selbständigkeit (Selbstherrlichkeit?) der einzelnen Richtungen, der kulturgeschichtlichen Gegebenheiten. Sie kennt kein Zentrum. Sie hat zwar recht mit der Befürchtung, daß der Zentralismus diese verschieden gewordenen Gegebenheiten übersehe, vergewaltige. Ein einseitiger Zentralismus läßt sich darum auch nicht befürworten. Aber hier ist zu sagen, daß in einer schweizerischen Kulturpolitik kein ausschließlicher Standpunkt gelten darf. Sowie die verschiedenen Stämme, die verschieden gestalteten Kleinstaaten an die Bildung eines Staates geschritten sind, das heißt: eines neuen

Zentrums — so wird der Geist, der diese Einheit geschaffen hat, auch an die Bildung eines Kulturzentrums schreiten. Und wie die einzelnen Stämme — nennen wir ihren Namen: die Kantone — ihre Eigentümlichkeit (nicht ihre Eigenbrödelei!) in der einen Weise zu wahren vermochten, so soll sie ihnen auch in der andern belassen werden.

Man mag diese Forderung eine vage nennen, sie wird diesen Vorwurf aber bestreiten, wenn sie durch die Feststellung ergänzt wird, daß in der schweizerischen Kulturarbeit nicht ein einseitiges Vorgehen — ein nur föderalistisches oder nur zentralistisches — in Frage kommt, sondern ein Korrespondieren von beiden.

Die Akademie soll ein geistiges Zentrum sein. Das heißt ohne weiteres, daß sie niemals nur die Akademie einer Seite des geistigen Lebens sein darf. Es ist darum lächerlich, sich bei der Besprechung eines Planes dieser Akademie um den Rang und die etwaige Vorzugsstellung eines ihrer Teilgebiete zu streiten. Ist die Schweiz kulturell ein synthetisches Gebilde, dann muß auch ihr geistiges Zentrum synthetisch gebildet werden. Es ist klar, daß die erste Sorge einer schweizerischen Akademie nicht der Wissenschaft unseres Landes, welche finanziell und moralisch größte Unterstützung von seiten der Bürger und der Behörden erhalten hat, gelten soll. Es liegt auf der Hand, daß andre Gebiete des geistigen Lebens im Augenblick größere Aufmerksamkeit von einem geistigen Zentrum fordern — die sogenannten freien Künste vor allem. Aber dieser Umstand darf nicht auf einen Vorrang dieser heute noch benachteiligten Gebiete — genauer gesagt: auf ihre dauernde Vorzugsstellung — schließen lassen. Denn dieser Zustand, die einseitige Benachteiligung ist ein bedingter und — hoffentlich — zeitlich beschränkter; die Verhältnisse könnten einmal andere sein, und dann wäre der heute besser Bediente, also vielleicht die Hochschulwissenschaft im Nachteil. Derartige Schwankungen zu vermeiden, muß eine Aufgabe der Akademie sein.

Wie aber soll die Akademie Zentrum sein und wie soll sich die vorgeschlagene Korrespondenz zwischen Zentrum und Peripherie abspielen? Konkrete Wege müssen organisch wachsen und werden sich einfinden, sobald man einmal ans Werk ge-

gangen ist und Arbeiter zum Werke gefunden hat . . ., aber ich will auf eine Stelle der Faesischen Ausführungen hinweisen, wo ein Turnus der Tagungen der Akademie vorgeschlagen wird (Neue Schweizer Rundschau, August 1933, Heft 4, S. 212/3), in den der Besuch tessinischer und rätoromanischer Orte (also von Gegenden, die das Glück einer Universität nicht besitzen), auch der Ostschweiz, eingeschlossen sein soll. Daß in einem Besuch dieser Gegenden (natürlich auch der Universitätsstädte, siehe Seite 212 unten) nicht nur eine freundliche Geste gesehen werden darf, sollte nicht bemerkt werden müssen. Selbstverständlich soll dieser Turnus nicht nach Sitzungsrundreisen von Aktiengesellschaften und nach Konzessionen an den Fremdenverkehr riechen — es geht hier wirklich nicht um den „Fremden"verkehr — (auch nicht nach gewissen Nationalratskommissionssitzungen). Man nenne mich einen Phantasten, aber ich will meine Meinung doch sagen: daß nämlich diese Gestaltung (ein Weg neben andern) der Akademiearbeit innerste Begegnung mit dem mancherlei Blut unsres Landes sein dürfte, daß auf diesem Wege ihr Wirken hervorragend fruchtbar werden könnte, denn es bedeutete stetige Nahrungsaufnahme aus dem natürlichen Boden und — in der Begegnung des an Teilstücke nicht gefesselten Geistes mit den einzelnen Landesteilen — Prüfung und Vergewisserung jener Verbundenheit, die in dieser Begegnung zum Ausdruck kommen soll.

Diese Voraussicht, dieser Wunsch ist gar nicht so phantastisch; ist es nicht verwegener, eine einmal gegründete Institution sich selbst zu überlassen, indem man sie in einem behaglichen Klublokal sitzen läßt? Das wäre einseitiger — aber auch schwacher Zentralismus. Die Akademie muß sowohl als Instanz angerufen werden können als auch — ihre Versammlung — in einen bestimmten Landesteil berufbar sein. Sie muß eine wandernde Landsgemeinde sein, die von einem bleibenden Stab geleitet, aber von jenem Volksstamm, in dessen Gebiet sie tagt, verwaltet wird.

Aber nicht nur ein äußerer geographischer Turnus, sondern auch ein „Wandern" innerhalb und eine Gemeinde der sie bildenden Geistesgebiete und Disziplinen soll sie sein. „. . . ein Versuch also, jener Idee der Universitas, vor welcher die Universi-

Unsere Versicherungen

bieten jede Gewähr
für vorteilhaften
und vollkommenen
Versicherungsschutz.

Winterthur
Versicherungs-Gesellschaften

Schweizerische
Unfallversicherungs-
Gesellschaft

„Winterthur"
Lebensversicherungs-
Gesellschaft

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof.
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Großmünster, Zürich 1.
3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1.
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4.
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4.
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4.
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5.
8. Kirchgemeindehaus Wipkingen, Zürich 6.
9. Lettenhof, Wasserwerkstr. 108, Zürich 6.
10. Platzpromenade, Museumstr. 10, Zürich 1.
11. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1.
12. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1.
13. Rosengasse 10, Zürich 1.
14. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7.
15. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8.
16. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— täglich.
17. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg.
18. Baumacker, Örlikon-Zürich.

Alkoholfreie Büffets: Universität Zürich.
Polytechnikum Zürich.
Chemiegebäude Zürich.

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.

Alles für den Raucher!

bei der E. T. H.

Vertrauenshaus der Zürcher Studenten

Den Herren Studenten der Medizin und Zahnheilkunde

liefern wir die **wissenschaftlichen, chirurgischen, medizinischen Apparate und Instrumente**

Chemikalien, Medikamente, Drogen, Reagentien, Nährböden etc. für ihr Studium und die spätere Praxis

Wir empfehlen auch feinste **Parfums** und **Seifen** in Geschenkpackung, **Zahnwässer, Badeessenzen** und andere **Toiletteartikel, Sportsuspensorien**

Hausmann A.-G., Zürich

Sanitätsgeschäft und Urania-Apotheke

PHOTO

Wilhelm Meyer

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

Spezialität:

Das Feinste in Photos auf Postkarten

CAFÉ
KONDITOREI
KALTE KÜCHE

EUGEN LEUNER

ZÜRICH 1, Niederdorfstr. 24 - Tel. 23.577 u. 42.148

täten versagen müssen, zu neuem Leben zu verhelfen, die autonom gewordenen Provinzen des Geistes einem einheitlichen Reich und Einem Geist um einen Schritt näherzubringen" (Seite 213). Warum dies in der Schweiz vorbildlich zu geschehen hat und geschehen kann, habe ich oben gesagt.

„Freiheit bedeutet dem produktiven Menschen Verpflichtung zur Hebung des von der Natur anvertrauten Pfundes." — Wenn wir nun den Geist, der das Werden unserer Nation bewirken soll, an die Stelle des „produktiven Menschen" im eben zitierten Satze des Faesischen Planes einsetzen wollten!? Müßte das in diesem Satz Gesagte nicht in ganz vornehmem Sinne für diesen Geist gelten?

Nun, wir können den Geist nicht herrufen, wenn er nicht da ist. Wir müssen ihn spüren aus der Verpflichtung, die wir in uns haben zur Schaffung des geplanten Werkes. Aber auch dann, wenn wir ihn spüren, können wir ihn nicht vor uns an die Wand malen und darüber schreiben: Nun nimm dein Bett und wandle! — Es gilt zu bekennen jene „übernationale" Toleranz, die ein Baustein der Schweiz ist, und den freiheitlichen Geist, der den Krieg überwunden hat.

Vielleicht würde derselbe Geist, den es für diese Sache zu bekennen gilt, auch manche politische Sache in andern Gang zu bringen vermögen. Aber es ist hier nicht der Ort, hinüberzugreifen. In der Politik mag der Satz der Toleranz nicht gelten, jedenfalls beweist die Erfahrung, daß die Politik noch immer zu Intoleranz verführt hat. Aber dann wäre der Geist nicht mehr derselbe. Politik führt immer zu einer Art von Gleichschaltung, wenn sie auch in nicht entfernt so starkem Maße geschieht wie im „dritten Reich". Geist aber läßt sich nicht gleichschalten. Des Geistes Aufgabe ist vielmehr die, gleichzu„richten". Es gibt einen creator-spiritus, es gibt einen rector-spiritus. Das heißt, daß der Geist sowohl begründet als erzieht. Daß in der Schweiz ein erziehender Geist schon am Werk gewesen ist, beweist ihre Geschichte. Freiheit verpflichtet zu Erziehung.

Hugo Mettler, jur.

UNIVERSITÄTSSTUDIUM UND BERUFSPRAXIS IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.

Der Amerikaner geht zur Universität, weil es zum guten Ton gehört, vor allem aber weil er glaubt, daß das Studium ihm ermögliche, nachher mehr Geld zu verdienen. Die meisten amerikanischen Universitäten sind private Institutionen, deren Einnahmen hauptsächlich die von den Studenten bezahlten Schulgelder bilden. Sie haben also ein Interesse daran, möglichst viele Studenten zu bekommen, und sie erreichen dieses Ziel wie jedes Geschäftsunternehmen dadurch, daß sie den Studenten geben, was diese wünschen. Aus diesem Grunde sind die amerikanischen Universitäten viel mehr praktisch orientiert, die meisten Kurse viel mehr Berufsvorbereitung. In dieser Beziehung wird oft Ausgezeichnetes geleistet. Daneben gibt es auch Universitäten, deren Kurse und Forschungsarbeiten vom wissenschaftlichen Standpunkte aus erstklassig sind, doch sie befinden sich stark in der Minderzahl.

Mit der Vorbereitung für höhere Berufe erfüllen die amerikanischen Universitäten eine sehr wichtige Aufgabe, die bei uns in mancher Beziehung noch vernachlässigt ist. Dies hat zur Folge, daß sich manche Studenten den wissenschaftlichen Disziplinen zuwenden ohne eigentliches Interesse daran, mit der einzigen Absicht, sich so rasch wie möglich einen Doktorgrad zu erwerben, um dann alles zu vergessen, in irgend einen Beruf als Volontär einzutreten und darin eine richtige Lehre durchzumachen.

An Stelle einer Diskussion der Vor- und Nachteile einer Berufsvorbereitung durch die Universität möchte ich an einem Beispiel die amerikanische Methode schildern, wie ich sie selbst erfahren habe.

Es handelt sich um den Jahreskurs des Research Bureau for Retail Training der University of Pittsburgh, das die Studenten zu führenden Stellungen in Einzelhandelsgroßbetrieben vorbereitet. Das Retail Bureau arbeitet in engster Verbindung mit den 6 großen Warenhäusern in Pittsburgh und einigen weitern Warenhäusern in andern Städten, wie auch mit einigen Massenfilialsystemen. Diese Organisationen finanzieren das Institut, das neben der Heranbildung von Studenten betriebs-

wissenschaftliche Forschungsarbeiten für die angeschlossenen Unternehmungen besorgt, als eine Art Betriebsberater wirkt.

Die Zahl der Studenten ist auf 10 bis 14 beschränkt. Aufnahmebedingung: abgeschlossener Dreijahreskurs an irgend einer Abteilung der Universität mit Erreichung des Bachelor's Degree und mindestens einmonatige Praxis als Verkäufer in einem Einzelhandelsgroßbetrieb.

Jeder der Studenten wird am Anfang des zweisemestrigen Kurses einer bestimmten Abteilung eines der Pittsburgher Warenhäuser zugeteilt. Die Aufgabe ist nun eine doppelte. Erstens sollte der Student am Schlusse des Jahreskurses eine Expertise über die betreffende Abteilung abgeben. Denn es werden meist solche Abteilungen gewählt, die aus irgend einem Grunde von der Betriebsleitung als nicht befriedigend angesehen werden. Zweitens hat der Student an der Abteilung alle Fragen der Einzelhandelsbetriebsführung zu studieren und eine allgemeine Arbeit zu verfassen über die Probleme des Detailverkaufes der betreffenden Warengruppe.

Der Student bringt ungefähr die Hälfte der Zeit in seiner Abteilung zu, wo er vom Abteilungsleiter und den verschiedenen Direktoren eingeführt wird. Es steht ihm frei, alle gewünschten Informationen einzuziehen, die statistischen Unterlagen werden ihm zur Verfügung gestellt, und nach vorheriger Besprechung kann er besondere Untersuchungen und Studien anstellen.

Die Universität sucht nun dem Studenten den theoretischen Hintergrund zu geben und das Studium des Betriebes zu leiten. Das erstere vermitteln die allgemeinen Vorlesungen und Diskussionen über volkswirtschaftliche Fragen der Warenverteilung, über wissenschaftliche Betriebsführung, über Methode und Technik von Forschungsarbeiten. Daneben werden die verschiedenen Funktionen der Einzelhandelsbetriebsführung wie Einkauf, Warentechnik, Reklame, Verkauf, Personalschulung, Warenzustellung, Warenkontrolle usw. eingehend theoretisch behandelt, und zur gleichen Zeit hat der Student ihre Organisation und Ausübung in seiner Abteilung zu studieren. In Diskussionsstunden bringt dann jeder der Studenten seine besondern Erfahrungen und Probleme zur Sprache, die

dann gemeinschaftlich behandelt werden, damit jedem Studenten die Erfahrung der übrigen Kursteilnehmer zugute kommt.

Während des Monats Dezember werden alle Studenten aus ihrem Betriebe herausgenommen, in ein anderes Warenhaus versetzt, ihnen eine leitende Funktion übertragen, zum Beispiel in der Personalaufsicht, Verkaufsschulung, als Assistenten des Abteilungsleiters, Warendirektors usw., um ihnen Gelegenheit zu geben, während der Zeit des Hochbetriebes Erfahrung in leitender Stellung zu sammeln. Darüber wird nachher ein ausführlicher Bericht mit Verbesserungsvorschlägen für die Betriebsleitung verfaßt.

Im zweiten Semester wird in der Abteilung weiter gearbeitet. Das Gebiet ist außerordentlich groß, und die am Ende des Jahres abgegebenen Expertisen wie die allgemeine Arbeit umfassen meistens weit über hundert Seiten. Für die allgemeine Arbeit, die in Form einer Dissertation abgefaßt ist, erhält der Student nach Bestand der mündlichen und schriftlichen Prüfung den Grad eines Master of Arts in Retailing.

Der Kurs stellt außerordentlich hohe Anforderungen an die Studenten, namentlich im zweiten Semester, da neben der praktischen Arbeit und den Vorlesungen eine sehr reichhaltige Literatur zu bewältigen ist, Expertenberichte und Dissertation zu schreiben sind. Doch das Resultat ist eine große Nachfrage nach den Absolventen dieses Kurses, und während der Krisenjahre konnten alle Studenten placiert werden, meist als Verkaufsschulleiter, Assistenten von Abteilungsleitern, Warendirektoren, in Personalbureaux usw., von wo sie rasch weiter aufstiegen.

Diese Art der Ausbildung durch die Universität gibt den Studenten einen gewissen theoretischen Hintergrund, lehrt sie selbständig wissenschaftliche Arbeiten durchführen, gibt ihnen aber zur gleichen Zeit eine ausgezeichnete Berufsvorbereitung, ein Wissen und Können, das ihnen nachher im Berufsleben sehr zunutze kommt, da es ihnen erspart, eine besondere Berufslehre durchzumachen und den direkten Übergang vom Studium zu leitenden Stellungen ermöglicht.

Dr. Werner K. Gabler.

ASAL. UND SHM.

Zwei Begriffe und doch nur e i n Ereignis: drei frohe Tage am Fuße unserer stolzesten Berner Gipfel; drei Tage erfaßt vom Wirbel eines internationalen Kampfes; drei Tage im vollbesetzten Kurort Wengen in strahlender, fast sömmerlicher Sonne und doch guten Schneeverhältnissen — ein Erlebnis!

Der Empfang am Bahnhof mit seiner freudigen Nervosität verrät gleich die Feststimmung, die den ganzen Kurort, die Einheimischen wie die Fremden, erfaßt hat. Einträchtig nebeneinander gehißt wehen die Fahnen von Deutschland, Luxemburg, England, Italien, Japan, Norwegen, der Tschechoslovakei und der Schweiz. Sie künden von den offiziellen Delegationen an den Akademischen Skiwettkämpfen aller Länder. Das Berner Wappentier darf natürlich auch nicht fehlen: in Schnee modelliert schwitzen zwei Bären bedenklich in der brennenden Sonne. Begleitet von Zürcher Kommilitonen bummelt man betrachtend durch das im Zeichen der Gastfreundschaft bunt beflaggte Dorf. Besonders beliebt scheint das Hoheitszeichen Nippons, denn die Söhne der gelben Rasse haben schon die Sympathien der Bewohnerschaft erworben. Sie wohnen, wie es scheint, schon wochenlang in einer eigenen Bude; mit Manager, Journalist und Koch sind sie extra aus Tokio hergereist. Man spricht von fabelhaften Leistungen im Training; jeder Sprung werde photographiert und darnach kritisiert; so seriös wie ihr Training sei auch ihre Kost (eine Berner-Platte haben sie aber doch vorzüglich gefunden!) Mittlerweile sind wir ins Rennbüro gelangt, wo uns eine Reihe blendender Zähne entgegenlacht: bei Leibe ein echter Japaner, einer von denen, die eben einen solch phantastischen Langlaufstil haben. Klein und behend, ihr ganzes Gesicht der Ausdruck ihrer Freude, sind diese asiatischen Kommilitonen die liebsten Kameraden, sobald man die „richtige" Sprache gefunden hat mit ihnen zu reden. — Auf dem Rennbüro erfährt man vom Startverbot der Italiener, sehr bedauerlich! Daß unsere Nachbarn aus Österreich nicht kommen würden, wußte man bereits, hoffte aber insgeheim doch auf ihr Erscheinen. Die Politik spielt dem Sport einen bösen Streich!

Abends: Wettkämpfer und Offizielle, Kommilitonen aller

Länder sitzen gemütlich zusammen und besprechen die morgigen Läufe. Diese akademische Jugend, Söhne verschiedenster Völker und Sprachen, fühlt sich jetzt miteinander verbunden und getragen von derselben Idee, vom gleichen Sehnen nach dem Sieg. Und Sieg verlangt Kampf. Morgen kämpfen sie alle für ihre Hochschule und für die Farben ihrer Heimat, aber auch für das „Prestige ihrer Rasse". Morgen kämpfen sie alle, die jetzt noch gemütlich miteinander spielen und plaudern, kämpfen miteinander und gegeneinander.

Freitag, 9,01 Uhr, startet einer der Favoriten, der Tscheche. Der Langlauf, in diesem ausgesprochenen Abfahrtsgelände vorzüglich abgesteckt, führt in vielen Schleifen zweimal durch Wengen. Am Start und Ziel stauen sich die Zuschauer, aber auch an gewissen Punkten der Route. Hart auf hart wird gekämpft. Ich sitze am höchst gelegenen Punkt des Laufes und betrachte die keuchenden Gestalten, die mehr oder weniger ausgegeben die Abfahrt ins Ziel in Angriff nehmen. Von dieser hängt Sieg und Preis ab, konnte ich doch für alle guten Läufer die genau gleiche Durchgangszeit feststellen. Begleitet vom „Heil" ihrer freundlichen, fiebernden und gestikulierenden Kameraden sind die Japaner gestartet. An meinem Beobachtungsposten vorbei laufen sie flink und gelockert wie Katzen, im allgemeinen noch in bester Form. Der Sieg Kigoshis hat ihre Gemüter in begreifliche Wallung gebracht. Nippon hat die Schweiz, Norwegen, Deutschland, überhaupt alle Läufer geschlagen. Japans Journalist hat Hochbetrieb! Er glänzt vor Genugtuung.

Gleich an einem Tag einen schweren Langlauf und dazu noch eine, offen gestanden, zu schwere Abfahrtsstrecke zu durchlaufen, bzw. fahren, verlangte von den Studenten eine ungeheure Leistung. Unsere Schweizer haben sich glänzend geschlagen, obwohl sie wenig auf steile, waldige und coupierte Gelände trainiert waren. Was Wengen noch in keinem Rennen ausgefahren hat, das wurde von unsern Kommilitonen verlangt, mußten sie doch vom Gürmischbühl bei Wengernalp bis unterhalb Staubbachbänkli, dann über einen vereisten Zielhang von beängstigender Steilheit das Ziel erreichen. Dieses Rennen erforderte Training, Stehvermögen und Mut. Daß selbst

die Japaner sich nicht hinunter getrauten, sagt viel. Ermattet, mit den letzten Kräften durchs Ziel schießend, deprimiert, erreicht jeder endlich stürzend das gelbe Zieltuch. Mit einem Schluck warmen Tee und einigen Trostworten erholt sich jeder Wettkämpfer unglaublich rasch, nachdem er noch in seiner urwüchsigen Sprache seiner Unzufriedenheit über seine Leistung Luft verschafft hat. Die Hoffnung der Schweiz beruht auf unserm ganz groß fahrenden Streiff, der sich aber selber nicht zufrieden gibt, behauptet er doch, man könne diese Abfahrt in 5,20 erledigen, und dabei hat er schon eine fabelhafte Zeit von 6,13, die fast um eine Minute besser ist als die übrigen. Streiff hat Recht bekommen. Kraisy, die deutsche Fis-Kanone, hat den Vogel mit 5,28 abgeschossen. Wunderbar seine Fahrt am Zielhang! Das ganze promenierende Wengen hatte sich bei den Staubbachbänkli ein Stelldichein gegeben; einzigartig war aber auch die Rennstrecke, denn sie konnte von diesem Standpunkt aus zum größten Teil überblickt werden. Überhaupt war der Zuschauerstrom immer so groß, daß Wengen während der Rennen ausgestorben schien.

Der Stafettenlauf am Samstag wurde zur schönsten ASAL. und SHM.-Konkurrenz. Sieben Stafetten zu je 5 Mann hatten eine 35 km lange Strecke mit 1500 m Steigung zurückzulegen. Massenstart auf der Höhe bei Wengiboden unter Mitwirkung der aufmunternden Zurufe der ganzen Bevölkerung. Schleife nach Hunnenfluh und Übergabe beim Strandbad. 2. Übergabe bei Boden. Zwischenzeiten werden hinuntergeläutet und am Start der teilnehmenden internationalen Gesellschaft bekanntgegeben. Dritte Übergabe bei Biglenalp, und nun erfolgt das schwerste Stück, die entscheidende Strecke der ganzen Staffel: der Aufstieg nach Eigergletscher. Mit Tiefblick weit ins Tal, am Fuße der Jungfrau steht in diesem herrlich schönen Morgen eine kleine Gruppe Skiläufer: Zeitnehmer, Beobachter, Zeitungsleute und die Hauptsache: die Leute der fünften Staffel. Ein Blick auf die Uhr, ein anderer durch den Operngucker: noch niemand ist zu sehen. Die Spannung wächst von Minute zu Minute. Plötzlich schreit einer: Sie kommen, zwei! Und wirklich, zwei winzige Punkte bewegen sich in der nicht zu erkennenden Aufstiegspur, der eine hart hinter dem andern.

Der glückliche Besitzer des „Fernrohres" meldet: Japaner voran, Deutscher auf den Fersen. Natürlich muß das so sein: nach den gestrigen Resultaten im Langlauf müssen die Japaner heiß favorisiert werden. Dazu geht die Fabel um, daß sie in der Steigung unschlagbar seien. Währenddessen geht die Hetze im Talboden weiter. Der Deutsche überholt den Japaner. Mit lautem Jubel wird das von uns entgegengenommen. Wunderbar der Stil des Deutschen, er distanziert den Japaner von Schritt zu Schritt. Aus einem Punkt ist ein erkennbarer Läufer geworden. Beklommen suchen wir aber die nächsten Staffeln. Wo bleiben unsere Schweizer? Trotzdem schon fast 10 Minuten verflossen sind, ist weit und breit kein dritter Mann zu erblicken, auch mit dem Glase nicht. Im Dorfe haben sie es besser: dort erhalten sie die Durchgangszeit an der Fluh, gesehen von Wengernalp durch das große Fernrohr. Uns wird's langsam bange. Endlich, ganz unten erscheinen wieder zwei Punkte. Hatten wir geglaubt, der Aufstieg der beiden ersten sei schnell gewesen, so mußten wir uns gründlich eines bessern belehren lassen. Fabelhaft der Spurt dieser zwei Punkte! Sie jagen sich im Höllentempo den Berg hinauf. Werden sie es machen? Sollte es vielleicht doch gelingen, die gelbe Rasse zu schlagen?

Die Mannschaft der Universität Zürich hat es geschaffen: Gansser hat im Aufstieg die Bestzeit aufgestellt, das Tuch dem flinken kräftigen Streiff übergebend, mit einer Verspätung von nur zirka 6 Minuten auf die Deutschen und 2 auf die Japaner. Auf der Scheidegg gruppieren sich Hotelgäste und Belegschaft auf der Terrasse und diskutieren heftig über die Möglichkeiten des Kampfes. Streiff flitzt vorbei, in tadellosem Stil. Wird er den Japaner einholen können? Unten am Ziel herrscht Hochbetrieb. Die Leute sind über den Stand des Rennens informiert. Jeden Augenblick erwartet man den ersten Läufer. Deutschland fährt unumstritten als Sieger ein. Dicht vor dem Ziel spielte sich nun der aufregendste Moment der großen Kämpfe ab; Streiff schlägt den Japaner um zwei Meter! Mächtig ging das Publikum mit: die Schweiz hat Japan geschlagen. Von unseren deutschen Kommilitonen herzlich bewillkommnet, feiert unsere Zürcher Mannschaft den wohlverdienten Sieg.

Nachmittags wickelte sich am bekannten Standard-Slalomhang der flüssig abgesteckte Slalom ab. Gleich wie bei der Abfahrt konnten sich 6 Schweizer unter den ersten Zwölf behaupten. Interessant ist wieder die Tatsache, daß ganz Wengen den Kämpfen mit Begeisterung zusah, denn es ist wohl ziemlich selten, daß bei Skiwettkämpfen ein guter Läufer auf der Fahrt beklatscht wird.

Würdigen Abschluß dieser herrlichen Tage in Wengen bildete die Sprungkonkurrenz. In überfüllten Zügen oder zu Fuß pilgerte man zur Jungfrauschanze und erlebte zwei Stunden schönsten Sports, trotzdem nichts Außerordentliches zu erwarten war. Daß Guttormsen, der in Zürich immatrikulierte Norweger, die Einheimischen punkto Stil und Länge überboten hat, war eine frohe Überraschung. Der Japaner, auf den man seine Hoffnungen gesetzt hatte, stürzte zweimal, aus Nervosität. Die ganze Nacht vor Aufregung kein Auge zudrücken, erleichtert den Sieg sicher nicht.

Abends im Palace, inmitten einer mit Smoking oder Skidreß bekleideten, von schönen Frauen angenehm erheiterten Gesellschaft, fand die Preisverteilung statt. Die Banner aller teilnehmenden Länder schmückten die Wände, und diesmal auch die neue Deutsche Reichsfahne. Wanderpreise und sonstige schöne Sachen verschwinden in die Hände der umjubelten Sieger. Die quantitativ und qualitativ so ausgezeichnete deutsche Mannschaft, die als erste die Farben des Dritten Reiches im Auslande vertreten durfte, kredenzt mit dem Jungfraupokal, dem Wanderpreis, welchen sie aus dem Länderkampf Deutschland-Schweiz gewonnen hat. In japanischer Sprache erfahren wir zu unserer Belustigung, daß Nippons Vertreter schon letztes Jahr sich eingeschifft haben und daß sie gedenken, die Olympischen Spiele 1940 oder 44 durchzuführen und uns deshalb herzlich einladen. Das sind noch zuversichtliche Leute! Ihr Tanz, mit Gesang begleitet, hat alle zu fröhlicher Begeisterung verleitet.

Was uns neben dem sportlichen Erfolg, begünstigt durch eine entschlossene, routinierte und schnell arbeitende Organisation, speziell erfreut, ist der moralische Erfolg von Wengen. Solange die sportlichen Veranstaltungen, wie es bei diesen Aka-

demischen Skiwettkämpfen aller Länder und diesen Schweiz. Ski-Hochschulmeisterschaften der Fall war, so viel zur Verständigung der akademischen Jugend beitragen, ist ein Hauptzweck derselben erfüllt. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Wettkämpfern während und nach den Rennen ließen nicht an die politischen Spannungen erinnern, die zwischen ihren Ländern bestehen. Jeder war sich Freund und Kamerad. **r. k.**

MANIFESTATION.

Ich erwache am Mittwochmorgen mit wirrem Kopf. Was hab ich geträumt? Von den — aber nein, es war ja wirklich — gestern in der Nacht. Concorde. — Vor dem Bett liegt die Nachtausgabe des „Paris soir", die ich gekauft habe hinter der zweiten Barrikade in den Champs Elysées, kurz vor dem Kugelregen der Mitrailleuse.

Und langsam kommen die Bilder wieder hoch von der gestrigen Nacht: Die phantastische Massenflucht zwischen den Bäumen der Champs Elysées gegen den Rond-Point hinunter, im Scheine der brennenden Barrikaden unter dem Gesause der Kugeln; wütende Chargen berittener Garde Républicaine und großer Polizeihaufen mitten in fliehende, übereinander stürzende Menschenmassen hinein; blutüberströmte Gesichter wankender Verwundeter, den ruhigen, die „Marseillaise" singenden, langen Demonstrationszug der „Anciens Combattants", Kriegsverstümmelte darunter, viele Ehrenzeichen an die Brust geheftet; — ich sehe wieder die Frau, die zwei Schritte neben mir vornüberfällt im Kugelregen; brennende Omnibusse, von fanatischen Manifestanten gewiegt, bis sie umstürzen; Polizeipfiffe, Feuerwehrhupen, glöckelnde, umherrasende Ambulanzautos mit flatternden Rot-Kreuz-Fähnchen; schreiende Massen. „Assassins! Assassins!" und hinter der „Front" die sich überfüllenden Apotheken.

Der Tag geht grau vorbei. Das Kabinett Daladier hat demissioniert. Die „Action Française" spricht von 50 Toten. Sie verzehnfacht die wahre Ziffer, um aufzuhetzen.

Gegen neun Uhr abends fahre ich im Metro gegen die Concorde. Ich möchte nochmals auf den Platz hinauf. Ich steige aus und gehe die Treppe hinauf zur Sortie. Plötzlich stürzt ein wirrer Haufe Menschen von oben herunter und reißt mich mit, wieder hinab in den Metrogang. Alles wirbelt die Stufen hinunter. Zwei haben blutende Köpfe. Das sagt genug. Man kann nicht hinaus. Es werde geschossen draußen, die Manifestanten hätten Pistolen. Und das ist nicht zu verwundern, hörte ich doch gestern überall, während der Flucht unter den Kugeln: „Demain, nous serons armés!"

Ich steige in den nächsten Zug und fahre weiter. Aber auch in der Madeleine kann man nicht hinaus. Erst in der folgenden Station, im St. Lazare.

Auch hier sind die Straßen voll Menschen, in kleineren und größeren Gruppen stehen sie diskutierend umher; hinter dem Gitter, das den Bahnhofplatz umschließt, harrt Kopf an Kopf eine neugierige Menge der nächtlichen Umtriebe. An verschiedenen Stellen auf der Straße brennen Barrikaden; dunkle Gestalten werfen alles ins Feuer, was irgendwie brennt: Holz von zerschlagenen Kiosken und heruntergerissenen Tramhäuschen und Reklamestangen. Manchmal kommen sie alle Kopf über Hals zurückgerannt — halten an — gehen wieder vor, speisen die Feuer, weichen wieder zurück; ein voller Polizeicammion ist vorbeigefahren. Man hört irgendwo einen Schuß. Ich gehe weiter vor. Die Cafés sind geschlossen und das Licht ist ausgelöscht darin. Im Schein der flammenden Barrikaden sieht man, wie sich bleiche Gesichter von innen ans Glas drükken und ängstlich hinausschauen.

Ein Autobus naht. Die Menge stürzt schreiend auf ihn los: „L'Autobus! L'Autobus!" Man hält ihn an. Es sind keine Passagiere drin. Der Wagenführer sitzt ruhig vorn, oben auf seinem Sitz, hinten auf der Plattform steht der „receveur". „Descendez!" schreit einer. Die beiden steigen langsam hinunter und stehen neben ihrem Wagen, den die Menge mit Steinen und allen möglichen Geschossen bombardiert. Dann versuchen sie vorn Feuer zu legen; aber es gelingt nicht gleich. Sie lassen wieder davon ab, es sind zu wenige, sie haben Angst. Nach einer Weile läßt man die beiden Beamten wieder einsteigen

und der Autobus fährt unter dem Geheul der Menge mit zerstochenen Pneus und zerschlagenen Scheiben ab.

Im selben Augenblick rast wieder der große blaue Polizeicar heran. Mit der auseinanderstiebenden Menge werde ich mitgerissen und fliehe mit ungefähr dreißig andern in eine dunkle, enge Querstraße. Ich schaue mich um. Der Camion fährt gerade langsam vor den Eingang der Querstraße. Wenn er — mir wird's warm. Einen Augenblick scheint der Führer unsicher, ob er in der Hauptstraße weiterfahren will, oder hier einbiegen. Die Unsicherheit dieses Augenblickes ist schrecklich. Ich halte den Atem an. Langsam dreht sich der lange Wagen herum und kommt auf uns zu, fast die ganze Straßenbreite ausfüllend. Wir sind eingekeilt. Die Polizisten stehen sprungbereit an den offenen Türen, ein Bein auf dem Trittbrett.

Ich drücke mich mit einigen andern an die Wand. Wir können nichts anderes tun. Fortrennen nützt nichts, denn der Camion holt uns schnell wieder ein. Wir warten und langsam kommt der Car auf unsere Höhe, die dreißig Polizisten werden sich in jedem Augenblick herausstürzen und uns niederschlagen. Sie haben mit niemandem mehr Erbarmen, ich weiß es nur zu gut.

Plötzlich stürzt einer, der neben mir an der Mauer gelehnt hat wie ein Besessener in der Gegenrichtung am Autocar vorbei in die Hauptstraße hinaus, ich folge blitzschnell, noch andere hinter mir, aber im selben Augenblick spüre ich, wie die Agents hinter meinem Rücken aufs Pflaster springen — ich rase davon, Schüsse knallen in der Querstraße, ich halte erst an inmitten einer großen Gruppe diskutierender Männer, die vor dem Gitter beim Bahnhof stehen.

Nach ungefähr zwei Minuten kommt der Camion aus der Querstraße heraus, kehrt in einer weiten Biegung auf uns zu um, daß schon wieder alle zu fliehen beginnen, und verschwindet gegen die Madeleine.

Zwei Sanitätsautos rasen heran. Man führt einige weg mit bluttriefenden Köpfen. Die Leute um mich her sind ungemütlich. Es sind nicht mehr dieselben wie gestern in der Concorde. Dort waren es ehrliche aufgebrachte Bürger, hier sind es Apachen, gemeine, verbrecherische Elemente, die vor nichts

zurückweichen. Man sieht es an ihren Gesichtern. Sie brauchen die erhitzte Atmosphäre, um blindlings zu zerstören und ihre dunklen Triebe auszulassen.

Ich steige in die Metro hinab. Eine Tafel ist aufgehängt: „Le tram ne s'arrête pas à la Madeleine et à la Concorde!"

Also haben sie immer noch nicht genug da oben, denke ich, wie ich an der leeren Station der Concorde vorbeifahre. Man sollte dem Platz einen andern Namen geben.

Ernst Kappeler.

BÜCHER UM DEUTSCHLAND.

Die nationalsozialistische Umwälzung in Deutschland ruft einer gewaltigen literarischen Produktion, die heute schon einen unübersehbaren Umfang annimmt. In der Masse der Neuerscheinungen, die das welthistorische Ereignis zu deuten versuchen, ist es auch für den politisch Interessierten schwer, sich zu orientieren. Ganze Verlagshäuser stellen sich ausschließlich in den Dienst der Propaganda des Nationalsozialismus, dessen äußere Entwicklung, dessen Führer und Taten dem deutschen Volke und noch mehr dem Ausland nahegebracht werden sollen. Im Ausland hingegen entfalten die vertriebenen Deutschen eine außerordentlich rege literarische Tätigkeit. Neben den Tageszeitungen der Emigranten, die heute in Saarbrücken und Paris erscheinen, gibt es bereits ein rundes Dutzend Zeitschriften, die wöchentlich oder monatlich über den Kampf gegen das herrschende Regime aufklären.

Daneben bestehen selbstverständlich bereits nach einem Jahr Hitler-Regierung eine ganze Reihe von Büchern, die die jüngste Geschichte Deutschlands schildern. Allerdings hat sich die NSDAP. bis jetzt kaum in große Kosten gestürzt, um ein umfassendes Werk über ihre Entstehung, ihre Entwicklung und die Ergreifung der Macht zu schaffen. Was heute vorliegt, erschöpft sich zum großen Teil in byzantinischer Verherrlichung der führenden Männer, so daß vom Reichskanzler bis zum letzten Amtswalter bald jeder seinen eigenen Biographen besitzt. Eine Darstellung, die die geistigen und sozialen Grundlagen des Nationalsozialismus untersuchen, die Triebkräfte ihres in jeder

Beziehung rätselhaften Aufstiegs bloßlegen und seine gesellschaftlich-politischen Voraussetzungen abklären würde, fehlt bis heute. Ihre Niederschrift von der Hand eines Anhängers des Nationalsozialismus wäre namentlich auch für die Gegner des Faschismus eine dringende Notwendigkeit.

Inzwischen blühte freilich ein anderer Zweig im Baum der politischen Schriftstellerei recht üppig auf: die Renegatenliteratur. Ihr haftet stets der widerliche Beigeschmack der geschäftlichen Nebenabsicht an, sich durch die Verdammung der gestrigen Freunde den Judaslohn zu erschleichen. Ein treffliches Beispiel dieser Art gab F. O. H. Schulz mit seiner Schrift „Der Untergang des Marxismus" (Stuttgart 1933). Schulz, der früher Hauptschriftleiter der sozialdemokratischen „Freien Presse" in Düsseldorf war und bis zum März 1933 im SPD-Vorstand saß, brachte bereits im Juni einen dicken Wälzer heraus, der in gesuchter Radikalität mit dem aufräumt, was sein Verfasser während Jahrzehnten in Wort und Schrift vertrat. Der bombastische Titel, der auf eine interessante Auseinandersetzung mit der Lehre von Marx schließen lassen würde, wird durch den armseligen Inhalt in keiner Weise gerechtfertigt.

Ein erheblich besseres Urteil verdient das Buch von Henning Duderstädt „Vom Reichsbanner zum Hakenkreuz". Freilich ist auch dieser frühere Feuilletonredaktor des „Vorwärts" einer jener Konjunkturritter, die den Anschluß zur rechten Zeit fanden. Aus diesem Grunde vermögen sich auch seine Aufzeichnungen nicht freizumachen von der abstoßenden Sucht des Überläufers, sich die Sympathien seiner neuen Herren zu erwerben. Der Wert des Buches, das stark feuilletonistischen Charakter besitzt, liegt darin, daß sein Verfasser manche interessante Einzelheit aus der deutschen Sozialdemokratie wiedergibt. Die kleinen, an sich unbedeutenden Vorfälle, die Duderstädt aus seinem jahrelangen Umgang mit den Großen der SPD. zu erzählen weiß, formen sich für den Leser zu einem Gesamtbild, das manchen Zug in der Politik dieser größten republikanischen Partei trefflich beleuchtet.

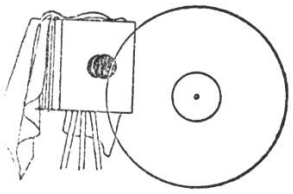
Die erste Darstellung der Geschichte der Weimarer Republik stammt aus der Feder eines Angehörigen des „Tat"-

Kreises. Die Bedeutung dieser kleinen Schar völkisch-nationaler Ideologen wird im Ausland nur selten richtig gewürdigt. Und doch haben die Veröffentlichungen, die von seinen Autoren stammen, eine große Pionierarbeit für die geistige Vorbereitung des Nationalsozialismus geleistet (die allerdings heute von den Regierenden nicht anerkannt wird). Entscheidend beeinflußt von Moeller van den Bruck, vertieften die Schriftsteller des „Tat"-Kreises vor allem den mystischen Gehalt der Verheißung des „dritten Reiches" und trugen wesentlich dazu bei, daß der Nationalsozialismus in den Schichten der bürgerlichen Intelligenz eindringen konnte. Dem Buche Hermann Ullmanns: „Durchbruch zur Nation. Geschichte des deutschen Volks 1919—1933" (Eugen Diederichs Verlag in Jena 1933) ist seine geistige Herkunft auf jeder Seite nachzuweisen. Der Verfasser bejaht die nationalsozialistische „Revolution". Trotzdem hält er sich von jenem sonst üblichen Ton der kleinlichen Gehässigkeit fern und sucht oft, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So wird man bei aller konsequenten Ablehnung seines Standpunktes seiner Darstellung mit Gewinn folgen; denn sie enthüllt manche bis jetzt nur leise geahnte Ursache des nationalsozialistischen Erfolgs und gibt zugleich einen klaren Einblick in die ganze Geisteshaltung jener „nationalen" Opposition, die die Weimarer Republik in den Tod trieb. Gemäß der Konzeption aller Autoren des „Tat"-Kreises herrscht auch bei Ullmann der bedingungslose Primat der Außenpolitik, den alle innerpolitischen Spannungen nur ihrer außenpolitischen Wirkungen wegen interessieren.

Ullmann vertritt die originelle Auffassung — die zwar schon vor ihm Moeller van den Bruck in seinem „Dritten Reich" mehrmals aussprach — die Republik von 1918 sei nur als Fortsetzung der wilhelminischen Periode zu betrachten. Den Beweis für diese etwas kühne Behauptung erblickt er darin, daß die Revolution von 1918 im Grunde nur die Parteiverhältnisse der Vorkriegszeit stabilisiert habe. Seine Hypothese hat zweifellos manches für sich, während sie anderseits in ihrer scharfen Pointierung nicht akzeptiert werden kann. Einen Blick in die ganze politische Mentalität der Gegner der Republik läßt uns Ullmann tun, wenn er in einem Abschnitt „Das Jahr 1923" die

Ruhrbesetzung und das Verhältnis zu Frankreich zu interpretieren sucht. Der Haß gegen den französischen Nachbarn, der damals in Deutschland, namentlich in der bürgerlich-„nationalen" Jugend seine höchsten Triumphe feierte, bricht auch in dieser Darstellung auf jeder Seite durch. Daneben ergeht sich der Autor in einer kritiklosen Apotheose des von deutscher Seite organisierten passiven Widerstandes und stempelt den auch in Deutschland sehr umstrittenen Schlageter zu einem Heroen „deutscher Treue". Es spricht wiederum Bände für die nationalistische Verblendung, die schon in jenen Stunden ihr unheilvolles Werk begann, wenn Ullmann die Schuld am Scheitern des passiven Widerstandes der Sozialdemokratie, den Demokraten und letzten Endes der Republik zuschob, wo es doch eine feststehende Tatsache ist, daß das ganze Ruhrabenteuer auf das Schuldkonto einer Rechtsregierung unter dem völlig unfähigen Kanzler Cuno fällt. Zum Besten des Buches gehört die Charakterisierung der deutschen Parteien der Nachkriegszeit. Auch die Sozialdemokratie ist in der völligen Erstarrung ihres Parteiapparates, im Mangel eines dynamisch belebenden Prinzips und in der immer deutlicher sich zeigenden Flucht vor der Verantwortung im allgemeinen richtig gesehen. Am Vortrefflichsten gelang dem Verfasser aber unzweifelhaft die Skizze, die er von der DNVP. entwirft. Die heterogene Zusammensetzung dieser Partei, die von ehemaligen Nationalliberalen wie Hugenberg und Bang bis zu den preußischen Konservativen mit Oldenburg-Januschau die verschiedensten Elemente umfaßte, ihre gewaltige Bedeutung in den ersten Nachkriegsjahren und ihr langsamer, aber unaufhaltsamer Zerfall unter der Geheimratspolitik ihres späteren Parteiführers Hugenberg, der die Partei mehr und mehr als sein höchstpersönliches Werkzeug zu betrachten begann — dies alles erfaßt Ullmann meisterhaft und stellt es auf wenigen Seiten knapp und prägnant dar.

Auch die Schilderung der letzten Periode der Republik von 1930 bis 1933 ist der Aufmerksamkeit des Lesers sicher. Die Kanzlerschaft Brünings findet eine positive Beurteilung — was nicht überrascht — aber das ewige Zögern dieses letzten Zentrumsführers, der jeden Entschluß zu spät faßte und auch



Das Bild Ihrer Stimme

Schon oft ließen Sie sich *photographieren*, aber wurden Sie auch schon *„phonographiert"?* —
Heute können Sie Ihr Photoportrait ergänzen durch eine phonographische Aufnahme Ihrer Stimme. Ihre Angehörigen in der Ferne werden sich freuen, Sie zu hören, jederzeit und so oft es beliebt.
Die Aufnahmekosten betragen je nach Größe der Platte Fr. 4.— bis 13.—.
Verlangen Sie gratis unsern illustrierten Prospekt mit Preisblatt.

hug

Aufnahme-Studio
für Privat-Grammophonplatten Telephon 56.940

HUG & CO., ZÜRICH
„Kramhof", Füßlistraße 4, gegenüber St. Annahof

DISSERTATIONEN

mit einfachem oder kompliziertem Satz, schwarzen oder farbigen Reproduktionen, in technisch vollendeter Ausführung, druckt zu vorteilhaften Bedingungen

ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI ZÜRICH

Dietzingerstraße 3 Telephon 37.730

Verlangen Sie unverbindliche Kostenvoranschläge

G. MOSER + Schulheftefabrik

vorm. A. STÖCKLI
HIRSCHENGRABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und Ablegemappen, Kolleghefte, Blocs etc.

Wo **Gottfried Keller** trank,
War Geist und Gemütlichkeit zu Hause!
Heute noch weht dieser gute Genius
In den urchigen Räumen der **„Öpfelchammer"**
Und schenkt köstlichen Rebensaft.

Also, willkommen Ihr Musensöhne!

Der Gastwirt: Franz Wullimann

Frauenbund Zürich 6

Alkoholfreies

Restaurant

„Tanne"

Tannenstraße 15, beim Polytechnikum

Sorgfältig geführte Küche

Bei aufmerksamer Bedienung, im fröhlichen, gepflegten

Te Ca Ro

Hirschengasse 2, Ecke

Limmatquai 20

PRIMA EXPRESS-KAFFEE

Thee - Chocolade - Ovo - Bouillon - Glaces - Pâtisserie Méringues - Frühstück - Sandwiches - Erfrischungen - Frappés Radio - Telocabine - Zeitungen Adreßbuch

Elsy Moser

Cigarren

Cigaretten

Zürich 6

Sonneggstr. 2

A. Hiltl

Diätrestaurant

Sihlstr. 28

empfiehlt seine erstklassige vegetarische Küche. Eigene Konditorei. Im I. Stock eleganter, heimeliger Teeraum

G. BARANDUN

empfiehlt sich zum Geschäftsbeginn

Milchprodukte

Schokoladen, Konserven

Dessert- und Streichkäse

Ecke Haldenbach-Culmannstraße

dann nur halb von seiner Richtigkeit überzeugt war, scheint uns auch vom Standpunkt des Nationalsozialismus aus zu gut wegzukommen. Die fiebrig-nervöse Atmosphäre, die man seit dem Sturze Brünings in Deutschland überall spürte, die Ahnung der kommenden Umwälzung, die in den Sommer- und Herbstmonaten von 1932 das ganze Land aufwühlte, zieht in der Schrift Ullmanns nochmals kurz und packend vorbei.

Der Wert dieser Geschichte des deutschen Volkes liegt keineswegs in der Beurteilung der tatsächlichen Geschehnisse. Sie ist in den meisten Fällen falsch und durch die einseitige Parteinahme verzerrt. Wohl aber bietet das Buch Ullmanns einen beinahe erschöpfenden Einblick in die politischen Quellen der nationalistischen Opposition, es ergründet manches Ereignis mit einer feinen psychologischen Einfühlungskraft und trägt damit Wesentliches bei zur Abklärung der politischen Triebkräfte des Nationalsozialismus.

Seit wenigen Wochen liegt ein zweites Buch vor, das die Geschichte der Weimarer Republik zum Gegenstande besitzt. Georg Bernhard, früherer Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", langjähriges Mitglied des Reichstages und führende Persönlichkeit in der Deutschen Demokratischen Partei, übergibt der Öffentlichkeit ein Buch über die deutsche Republik. Einer jener dreiunddreißig, die von der Hitlerregierung ausgebürgert und enteignet wurden, schreibt ein Buch „Die deutsche Tragödie. Der Selbstmord einer Republik" (Orbis-Verlag, Prag 1933). Man ist leicht versucht anzunehmen, das bittere Schicksal würde Bernhard zu einer scharfen und eindeutigen Abrechnung mit dem nationalsozialistischen Deutschland veranlassen. Allein der „jüdische Asphaltjournalist" Bernhard (um einmal in der Terminologie des „Angriff" zu sprechen!) schrieb ein Buch, das mit jedem Wort, mit jeder Zeile echtes deutsches Geistesgut ist und überall den tiefen Patriotismus seines Verfassers durchschimmern läßt. Die Demokraten aller Länder müssen Georg Bernhard dankbar sein, daß er auf wenigen hundert Seiten eine so packende, mitreißende Darstellung der Geschichte der deutschen Republik gab. Es ist eine Geschichte der Selbstzerfleischung des Staates von Weimar — geschrieben zur Lehre und Warnung der letzten

Hüter europäischen Kulturgutes! Nirgends hält Bernhard zurück mit seiner immer treffsicheren Kritik, so daß seine Ausführungen sich zu einer einzigen gewaltigen Anklage gestalten, die durch ihre Kraft der Darstellung Seite für Seite den Leser in ihren Bann zwingt. Ohne falsche Rücksichtnahme klagt er die republikanischen Parteien ihrer Lauheit und Schwäche an, deckt ihre zahllosen Unterlassungssünden auf, geißelt ihre matte Verteidigung, die vor jeder entschlossenen Tat, vor jeder Entscheidung immer wieder zurückwich. Es ist begreiflich, daß die Sozialdemokratie und ihre Führer von Bernhard sehr wenig Lob zu hören bekommen (der unbelehrbare Friedrich Stampfer hat sich denn auch bereits im „Neuen Vorwärts" zur Wehr gesetzt!). Ihre Fehler in der Durchführung der Revolution, die völlig unvorbereitete Haltung, mit der sie beinahe wider Willen die Macht übernahm, die unwilligen Diskussionen um die Sozialisierung, stellt Bernhard in den Mittelpunkt seiner Darstellung der ersten Weimarer Zeit. Die unglückliche, zu tiefst tragische Gestalt des ersten Reichspräsidenten Ebert wird in ihrer kleinbürgerlich-handwerklichen Biederkeit trefflich gezeichnet. Besonders heftig verurteilt Bernhard die Wehrpolitik der damaligen Mehrheitssozialisten. Es ist kein Zweifel, daß hier ein wesentlicher Grund für den späteren Niedergang der Sozialdemokratie liegt. Anstatt zur Verteidigung der sozialistischen Republik die Arbeiter und das republikanische Bürgertum aufzurufen, appellierte Ebert an die Offiziere der alten Armee, die dann die Freikorps bildeten, aus denen später die SA. hervorging (Roßbach, Ehrhardt). Die völlige Verständnislosigkeit für die politischen Notwendigkeiten bewies die Berufung Noskes, der sein Amt mit den bezeichnenden Worten übernahm: „Meinetwegen! Einer muß der Bluthund sein. Ich scheue die Verantwortung nicht," dann gegen die Unabhängigen und die Kommunisten mit der größten Brutalität vorging und sich anderseits von den Truppen des Generals von Lüttwitz in naiver Ahnungslosigkeit überraschen ließ. Dieselbe Unfähigkeit, die Situation zu beherrschen, zeigte sich vielleicht am deutlichsten nach dem Rathenau-Mord. Damals als mit einem Male in den Reihen der Republikaner eine gewisse revolutionäre Leidenschaft zu erwachen schien, als in der wahnwitzig erregten

Reichstagssitzung von 25. Juni 1922 das treffliche Wort des Kanzlers Wirth fiel: „Der Feind steht rechts", wäre eine der besten Gelegenheiten gewesen, einen entscheidenden und vernichtenden Schlag gegen die Totengräber der Republik zu führn. Aber das ganze Resultat jener Erstarkung des republikanischen Selbstbewußtseins war das Gesetz zum Schutz der Republik, das, materiell nicht einmal unbrauchbar, nur gegen die Kommunisten angewandt wurde, den Sozialdemokraten zur Warnung diente und den nationalistischen Verbänden einen Freibrief für ihre Mordhetze gab.

Zu den glänzendsten Kapiteln des Buches von Georg Bernhard gehört unzweifelhaft die Darstellung der Stresemann-Epoche und der Jahre 1930—32, da Heinrich Brüning die Geschicke des Reiches führen sollte. Das Verständnis Bernhards für Gustav Stresemann, die nach Rathenau unbestritten gewaltigste staatsmännische Kraft der Republik, ist ihm dadurch erleichtert, daß er an hervorragender publizistischer Stelle während Jahren die Politik des volksparteilichen Führers energisch unterstützte. Die innenpolitische Konzeption mit dem außenpolitischen Wirken Stresemanns zu einem harmonisch abgerundeten Bilde dieses Staatsmannes von europäischem Format zu verbinden, gelang Bernhard wie selten zuvor. Mit dem Tode Stresemanns war der Weimarer Republik einer ihrer besten Männer verloren gegangen. Seine eigene Partei zerfiel sehr rasch. In den Händen der dilettantenhaften Führer Scholz und Dingeldey wurde sie ein Anhängsel Hugenbergs und führte das einst liberale Großbürgertum völlig an die Ketten der „nationalen Opposition". Das außenpolitische Erbe Stresemanns fand ebenso wenig einen Sachwalter, so daß ein großer Teil seiner Erfolge unter Hermann Müller-Franken wieder vertan wurde.

Von schneidender Schärfe ist das Urteil Bernhards über Brüning. Wir haben noch nie eine so unbedingte Ablehnung, eine derart vernichtende Kritik dieses letzten Zentrumskanzlers vernommen. Georg Bernhard erfaßt sehr klar die tiefe, kaum meßbare Schuld Brünings am Untergang der Republik, den er zu Recht als Totengräber der Demokratie apostrophiert. Mit grimmigem Hohn stellt er die Persönlichkeit Brünings, sein asketisches Mönchstum, seine ewige Unentschlossenheit und

letzten Endes seinen abgrundtiefen Mangel an politischen Fähigkeiten ins helle Licht. „Hundert Meter vor dem Ziel" stürzte Brüning. Nach dem durch das völlige Versagen der Sozialdemokratie und ihres Führers Severing erfolgten tatsächlichen Untergang der Weimarer Republik am 20. Juli 1932 war der Weg frei für Hitler. Was nachher folgte, war bloß die Legalisierung eines bereits bestehenden Zustandes.

Das Buch Georg Bernhards geht nirgends auf die geistigen Hintergründe der deutschen Entwicklung ein, es bleibt an den tatsächlichen Geschehnissen haften. Trotzdem ist es ein Meisterwerk, das heute geradezu eine Mission erfüllen kann. Der Untergang der deutschen Republik steht schicksalshaft vor der Zukunft Europas. Mögen sich heute die Demokraten in den freiheitlichen Ländern bewußt sein, daß nur eine kämpfende Demokratie den anstürmenden Gewalten ihrer Gegner trotzen kann! Es ist nicht zu spät zur Einsicht, zur Sammlung der Kräfte und zum rücksichtslosen Angriff auf den Gegner!

Werner Köng.

EIN URTEIL ÜBER DIE SCHWEIZ VOR 150 JAHREN.

„Von allen Ländern, die unter einer republikanischen Verfassung leben, kenne ich nur eines, das hierfür vorzüglich geschaffen ist wie kein anderes: das ist die Schweiz. Denn dort allein lebt man wahrhaft nach seiner Menschenpflicht und aufgeklärt und tugendsam. Dort allein auch wirken das Walten der Wettermächte, das Walten der Glaubensmächte und die Gewalten der Regierungsmächte einträchtig zusammen, damit die Menschheit glücklich werde.

Das Wetter ist mild in der Schweiz, von guten Vorsätzen beseelt ist die Verwaltung des Seelsorgeramtes in der Schweiz. Die Regierung bedrückt niemanden, und sie ist beinahe immer in die Hände ehrlicher Männer gelegt. Der tüchtigste Mann wird von seinen Mitbürgern an den rechten Platz gestellt. Man kennt in der Schweiz kaum jenes Gespenst, das in den Monarchien herumgeistert und das man den bösen Geist der Neiderei nennen muß.

Was bedeutet denn eine Republik, wie zum Beispiel das

alte Genua, wo immer nur einige große Herren und deren Standeslaster regierten? In der Schweiz regiert aber stets die unveränderliche Festigkeit der braven Schweizer.

Die Gewässer der Schweizer Seen sind ruheumhegt wie das Schweizergemüt, die Schweizer Seeufer sind von Landhäusern umrahmt, die schlicht und gerade aufgebaut wurden wie die Schweizer Sitten und Bräuche. Was die Eidgenossen zu dem macht, was sie heute in der Welt bedeuten, das sind die besonderen Schweizer Regeln, die für die Erziehung des Menschengeschlechtes gültig sind. Das ist die Predigtrede der helvetischen Diener am Gotteswort, das aber nur die Gläubigen erbauen möchte. Das ist die starke Beharrlichkeit in einer Weisheitslehre für jeden, der weder glauben will noch glauben kann."

Also gesehen und geschrieben vom Fürsten von Ligne zu einer Zeit, als „unsere gnädigen Herren und Oberen" ihrem baldigen Ende entgegenzopften, als im Thurgau und in der Waadt die Freiheit nicht weniger geliebt wurde als fünfhundert Jahre zuvor in den Waldstätten. Aber der Fürst von Ligne war ein scharfsichtiger, weitgereister, kluger und offenherziger Herr, einer jener sprühenden, ewig jungen Geister, denen die Welt nie zu schlecht ist, um sich in ihr wohl zu fühlen und umzutun, einer jener Köpfe, deren gesunder Menschenverstand die Vorurteile ihrer Zeit weit hinter sich lassen, ein Mann, wie sie gottlob zu allen Zeiten und in allen Ländern, wenn auch nicht häufig — vorab aber in Frankreich — zu finden sind.

Und warum sollen wir ihm nicht ein wenig Glauben schenken und dann zum Schluß kommen, daß wir vielleicht auch heute unsere Zeit gelegentlich etwas zu tragisch, ein bißchen zu wichtig nehmen? Und wenn der treffliche Fürst an der Schwelle der französischen Revolution solches von unserem Volke sprach, warum dürfen wir nicht auch heute noch an die „unveränderliche Festigkeit" und die „starke Beharrlichkeit" unseres Volkes glauben, ganz einfach glauben? —

(Wir entnehmen das Zitat einem soeben im Verlage Rascher & Cie. A.-G., Zürich, erschienenen Bändchen, Charles de Ligne: Altes und Neues Europa.) **M. E.**

Prof. ALBERT BACHMANN †.

Fachgenossen und Mitarbeiter haben das Bild des Verstorbenen gezeichnet und seine wissenschaftliche Lebensarbeit gewürdigt. Ihre Worte sollen hier nicht wiederholt werden. Nur dem Lehrer und Menschen sei von den Schülern seiner letzten Dozentenjahre ein Wort des Dankes nachgerufen.

Prof. Bachmann war wegen seiner Strenge gefürchtet. Halbes Dabeisein duldete er nicht; dafür konnte er scharfe Rüge erteilen. Wo er aber vertraute, daß man mit Ernst an die Arbeit ging, hielt er mit der Anerkennung nicht zurück, und selbst mittelmäßige Arbeiten erfuhren gelegentlich wohlwollende Beurteilung. Es kam Prof. Bachmann immer auf die Sache an. Deshalb ergänzte und berichtigte er ein mangelhaftes Referat selber, bis die verlangte Vollständigkeit in der Behandlung eines Gegenstandes erreicht war.

Diese Sachlichkeit machte ihn bescheiden. Er sah in seiner eigenen Arbeit viel eher, was noch fehlte, als was getan war. Darum freute ihn die Anerkennung, die ihm bei Anlaß seines 70. Geburtstages zuteil wurde, weil sie ihm die Gewißheit gab, daß andere seine Leistung als wertvoll anerkannten.

Bei der Tiefe und dem Umfang von Prof. Bachmanns Wissen war die Konsequenz, mit welcher er die selbstauferlegte Beschränkung auf ein Teilgebiet seiner Wissenschaft — die Erforschung unserer schweizerdeutschen Mundarten — durchführte, eine bewundernswerte Tat. Wer das Idiotikon kennt, der weiß, was für reiche Frucht diese Enthaltsamkeit getragen hat.

Den vorbildlichen Menschen und bei aller Strenge gütigen Lehrer werden wir in treuer Erinnerung behalten. C. K.

BUCHBESPRECHUNGEN.

Jan Börger, Europas Todesstunde? Verlag Rascher & Cie., Zürich 1934.

Jan Börger, ein in Holland sehr bekannter Theologe und Philosoph, behandelt in dem vorliegenden umfangreichen Werk (742 S.) eine Reihe ethischer, religiöser und philosophischer Probleme des heutigen Europa vom Standpunkt des „reinen Begriffes" aus. „Reiner Begriff" ist die Selbstbezeichnung für Börgers zentrale philosophische Haltung. Es ist darunter ein kritischer Logizismus zu verstehen, der

Cigarettes MEMPHIS Austria
weil von besonderer Art,
5 Cts.
seit vielen Jahren von Kennern verehrt.

in der Art der Darstellung mit phänomenologischer Betrachtung viel gemein hat, darüber hinaus aber viele rationalistische Züge aufweist, die fast an naturrechtliche Philosophen zurückerinnern. Es ist schwer zu sagen, unter welche philosophische Schule man Börger einreihen soll. Er ist Hegelianer, der über den Idealismus hinauswächst — trotz eines Bekenntnisses, wie „Hegel ist Europas Geist an und für sich" —, er ist Theologe, der über das Dogma hinauswächst, er ist Spinozist und nicht Spinozist, kurz: er läßt sich nicht einordnen. Den „reinen Begriff" definiert er selbst folgendermaßen: „Es ist einem Menschen vom reinen Begriff vollständig gleichgültig, wie es wird, wie es ist, oder wie es gewesen ist; er will allein nur wissen, warum es ist, so wie es ist, und warum es gewesen ist, so wie es gewesen ist; und zugleich weiß er, daß es so, wie es kommt, nicht viel besser sein kann, als wie es ist und gewesen ist. Denn wie in diesem Buche ausgesprochen, liegt alles in der Logik des reinen Denkens, und diese Logik ist für jeden dieselbe, sie ist wunschlos." Diese Sätze enthalten ein Programm. Ob es streng durchgehalten ist, mag der Leser selbst entscheiden. Ausgehend von der Bibel, die nach Börger in dem „reinen Begriff" aufgeht, äußert er sich u. a. über das Wesen der Gesellschaft, über den freien Willen, über die europäische Kultur als Widerspiegelung des Gottessohnes, über die Kirche in der europäischen Gesellschaft, über die Verschönerungssucht und in Verbindung damit die Kunst, über den Parlamentarismus als Ursache der

geistigen Minderwertigkeit des Staates, über den Staat an sich, über die Ehe in Europa usw. Das Werk ist äußerst anregend und wird den Theologen ebenso wie den Philosophen viel zu sagen haben. Besonders interessant dürfte es als erkenntnistheoretisches Studienobjekt sein. **H. S.**

Leuchtende Welt. Gedichte von Johanna Siebel. Verlag Rascher & Cie., Zürich, Leipzig und Stuttgart, 1934.

Das Sprichwort „Gefühl macht Glauben", Goethes Ausspruch „Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im einzelnen ein bißchen unvernünftig sein" und das Motto: Kritisieren heißt betrachten, nicht erniedrigen, mögen dieser kurzen Besprechung vorangesetzt sein.

Eine harmlose Genießerin, im Sentimentalen überfließend, ohne vom Leben oder seiner Problemstellung berührt und gepackt worden zu sein, produziert hier in hemmungsloser Weise „Lyrik". Wie kann der Strom gedämmt werden? Vom Lyriker verlangen wir in erster Linie Kritik an sich, jene Kritik, die das Verhältnis zwischen der eigenen Produktion als solcher und der Drucklegung, will heißen der Beglückung einer weiteren Zuhörerschaft, regelt. Unseren Erachtens fehlt sie hier.

Daß die Dichterin von sich selber überzeugt ist, glauben wir — daß andere nach Lesen dieses Gedichtbändchens es auch sein sollen, bezweifeln wir. Eine Frau, selber Schriftstellerin, schrieb mir von Johanna Siebel: „. . . die ewig rosige, gute Laune, mit der sie immer am Festtisch des Lebens sitzt, wie eine Harfnerin, die mit wogenden Gefühlen immer auf einer Saite spielt . . .". Das scheint mir zutreffend. Es ist eine irrige Auffassung eines unzweifelhaft echten Menschen, hemmungslos zu produzieren, der Gedanke, der das Gedicht schaffen läßt, soll nicht restlos ob des überschwemmenden Gefühls untergehen. Man prüfe einmal Gedichte wie „Seit wann", „Der Weg" oder „Um den Weiher stehen Blumen" darauf hin. Der in der Dämmerung versinkende müde Schimmer, der verlöschend mit seinen blassen Händen winkt — ist das „Sehnsucht", eine Sehnsucht? Oder etwa das Gedicht „Herz! Ob im Lenz es regnet". Wie weit bleibt das allein im Formalen stecken! Überzeugender wirken die beiden ersten Strophen von „Heute", ihnen ist eine gewisse Frische nicht abzusprechen. Sie mögen hier folgen:

Das Leben drängt ohne Rast, ohne Ruh.
Wir müssen wandern und wandern.
Sieh! Heute sind wir es, ich und du.
Und morgen sind es die andern.
Und weil es morgen die andern sind,
Die am Wege die Blumen sich pflücken,
Laß heute am blühenden leuchtenden Hag
Des Lebens das Herz uns beglücken. **S. H.**

Wer

rasch und exakt seine

DISSERTATION

gedruckt haben will, wendet sich an die Buchdruckerei des „Zürcher Student"

Müller, Werder & Co.

Wolfbachstr. 19 (Nähe Pfauen)

Jetzt auf Skitouren!

Ist Ihre Ausrüstung wirklich vollständig? Skiwachs allein genügt nicht; Kompass und Reparaturzeug sind ebenso wichtig; dauerhafte Skischuhe, solide Skistöcke und eine winddichte Jacke gehören auch dazu. Wir beraten Sie fachgemäss und gewähren Studenten 5% Rabatt.

Sporthaus Fritsch Zürich

SPORTHAUS FRITSCH & CO
ZÜRICH BAHNHOFSTR. 63

Ob Studiker, Studentin, ob Dozent: Der Salon Reinhard macht sie chic, dezent

Universitätstraße 17 Tel. 44.866

O. & P. REINHARD, Damen- u. Herren-Coiffeur

HOTEL SIMPLON

KONDI-TOREI

HOTEL SIMPLON

RESTAU-RANT

Täglich
Künstlerkonzerte 4-6, 8-11 Uhr

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

MITTEILUNGEN DER AKADEMISCHEN SPORTKOMMISSION.

Zürcher Hochschul-Ski-Meisterschaften.

Engelberg, 24./25. Februar, organisiert vom S.A.S. und der A.S.K.
Samstag, 14.30: Sprunglauf.
Sonntag Vormittag: Abfahrtsrennen Trübsee-Engelberg.
Sonntag Nachmittag: Slalom.
Klasse A: Aktive Akademiker. (Alle S.A.S.-Mitglieder und frühere Preisgewinner in Klasse B.)
Klasse B: Aktive Akademiker. Tourenfahrer.
Klasse C: Alt-Akademiker unter 32 Jahren.
Klasse D: Alt-Akademiker über 32 Jahre.
Klasse E: Studentinnen.

Der Kombinationssieger aller 3 Rennen ist Zürcher Hochschulmeister.

Es stehen für die Sieger aller Kategorien schöne Einzelpreise und Wanderpreise zur Verfügung.

Sämtliche Teilnehmer wohnen zu ermäßigten Preisen im Hotel Heß.

Anmeldungen bis zum 20. Februar an die Akademische Sportkommission Zimmer 47a E.T.H. Zürich.

Die Organisatoren hoffen auf eine rege Beteiligung an den Skiwettkämpfen der Hochschulen Zürichs.

Das Abfahrtsrennen hat zugleich Geltung für die Teilnehmer des Rennens des Zürcher Regattavereins.

Skilager in Klosters.

Vom 5.—15. März findet wiederum ein Skilager in Klosters statt. Der Preis beträgt alles inbegriffen Fr. 65.—. Das Lager ist hauptsächlich als Tourenlager gedacht. Bewährte Führung steht den Teilnehmern zur Verfügung. — Auskunft und Anmeldung im Bureau der A.S.K.

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student: Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln ist nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Das nächste Heft erscheint am 3. März. Redaktionsschluß: 25. Februar.

Hotel Waldhaus Dolder Zürich

Grosse und kleine Säle für Tanzabende, Bankette, Hochzeiten etc.

Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung.

Cette page n'était pas disponible pour la numérisation.

This page was not available for digitisation.